

# Schlappen verdecken statt einstecken

Von Barbara Lukesch • *Ob Manager, Politiker, Medienstar oder Hobbysportler: Männer sind schlechte Verlierer*

Roger Schawinski, Chef von «Tele24», wollte nach eigenen Worten, einen «practical joke» plazieren. Als der deutsche Ausussenminister Joschka Fischer die Schweiz besuchte, nahm sich Schawinski vor, den begeisterten Hobbysportler beim Jogging zu begleiten. Nirgendwo, so Schawinski, lerne man einen Menschen so gut kennen wie im Sport. Plötzlich wurde aus dem Scherz bitterer Ernst.

Als der Zürcher «Tages-Anzeiger» nach dem Rennen schrieb, dass Schawinski «schon bald nicht mehr mithalten konnte und erst wieder aufschloss, als die Läufergruppe verlangsamt», begann Schawinski zu telefonieren. Zuerst mit dem Journalisten, dann mit dessen Chefredaktorin und schliesslich mit der deutschen Botschaft, die ihm doch bitte schriftlich bestätigen möge, dass er «nie mehr als drei Meter hinter Fischer zurückgefallen» sei. Diese Korrektur setzte die Zeitung anderntags mit einem leicht süffisanten Unterton ins Blatt. So nicht, fand Schawinski, und zog ernsthaft eine Beschwerde beim TA-Medien-Ombudsmann in Betracht. Schliesslich war ihm dieses Vorgehen aber selbst «zu blöd», und er sah davon ab.

## Nichts als die Wahrheit

Männiglich wunderte sich. Wie konnte sich ein gestandener Mann wegen einer läppischen sportlichen Niederlage nur so aufführen? Schawinski meint: «Mit einer Niederlage hat das Ganze überhaupt nichts zu tun; mir ging es einzig und allein um die Frage der journalistischen Wahrheit.»

Viele Männer sind schlechte Verlierer. Sie halten jegliches Scheitern für unmannlich. Der «richtige» Mann ist überlegen, kontrolliert, hat alles im Griff. «Erfolg», so der Zürcher PR-Berater Klaus J. Stöhlker, «macht sexy.» Eine Niederlage kratzt am Bild des unverwundlichen, starken Geschlechts und zwingt die Betroffenen, sich mit ihren Grenzen auseinanderzusetzen – und ihre Grössenphantasien zu korrigieren.

Frauen hingegen können die Schwächen, eigene Fehler und Niederlagen gemeinhin besser eingestehen. Doch dieses Verhalten, konstatiert die Zürcher Headhunterin Rita Baechler, erkläre sich nicht nur mit «mehr weiblicher Klasse und Stil», sondern mindestens so sehr mit den «nach wie vor bescheidenen Ansprüchen vieler Frauen an sich und ihren Erfolg».

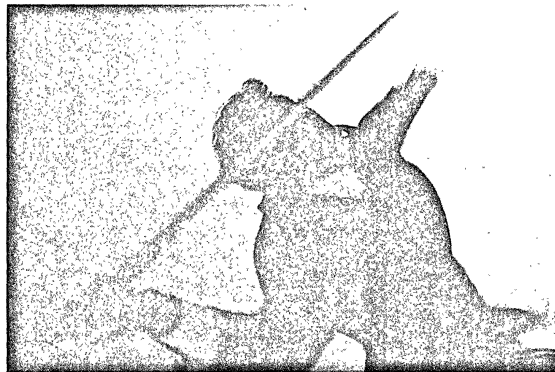
Gerade Niederlagen in Lebensbereichen, aus denen Männer ihre Identität beziehen, treffen die einzelnen am härtesten. Dazu gehört die Entlassung des Managers wie der Verriss des Schriftstellers im Feuilleton, die Untreue der Ehefrau oder eine banale Schlappe im Freizeitsport. Leistungssportler hingegen lernen notgedrungen, mit Niederlagen zu leben. Doch auch unter ihnen gibt es ausgesprochen schlechte Verlierer.

Verlierer haben kein Prestige. Sie werden oftmals wie Aussätzige behandelt, die es zu meiden gilt: «Ihre Umgebung», glaubt Stöhlker, «hat Angst, sich anzustecken.» Angesichts dieser Schmach entwickelt jeder seine eigene Art im Umgang mit Niederlagen. Die einen tun, als wäre nichts geschehen. Als der Schweizer Fussballtrainer Christian Gross nach nur 285 Tagen vom englischen Erstligisten Tottenham Hotspurs entlassen wurde, behauptete er: «Eine Niederlage ist das für mich überhaupt nicht.» Wenig später meinte er: «Es ist jetzt zu früh, um von einem Scheitern zu reden.»

Präsident Bill Clinton praktizierte im Verlauf der Lewinsky-Affäre die amerikanische Spielart dieser Strategie: Er lag und war höchstens zu bedeutungslosen Teileingeständnissen bereit. Gleichzeitig trat er in der Politik die Flucht nach vorn an, indem er etwa die Armee aufrüstete und den Irak bombardieren liess.

Der kommune Schweizer Verlierer flieht offensichtlich in eine andere Richtung: Er zieht sich zurück, verschwindet aus dem öffentlichen Leben, verstummt und leckt die Wunden. Laut Unternehmensberater Stöhlker sei beispielsweise der geschiedene UBS-Verwaltungsratspräsident Mathis Caballavetta vorübergehend nach Kanada geflüchtet. Der ehemalige «10 vor 10»-Moderator Walter Eggenberger hatte sich nach seiner Nichtbeförderung zum Chef des TV-Nachrichtenmagazins nach Nordkorea abgesetzt, um für das Schweizerische Katastrophenhilfekorps zu arbeiten. Den «Tagesschau»-Sprecher Hansjörg Enz zog es in ein slowenisches Kartäuserkloster, als er die Schmach zu verdauen hatte, zugunsten einer Frau seinen Sessel räumen zu müssen.

Flucht nach vorn, Flucht in die Fremde, Flucht in die Krankheit. Manager, sagt Headhunterin Baechler, fliehen in der Stunde der Niederlage



Stets kampfbereit, dem Leben die Stirn zu bieten

häufig in eine körperliche Krankheit: «Die vielen Herzinfarkte und Hirn-schläge sprechen für sich.»

Schawinski und mit ihm vergleichbare Grössen fliehen nicht, sondern zetteln auf Nebenschauplätzen ein zusätzliches Scharmützel an, aus dem sie unter allen Umständen als Sieger hervorgehen wollen. Der Medienpionier verliert zwar im Joggen gegen Fischer, will aber im Streit mit dem «Tages-Anzeiger» unbedingt recht bekommen. Ein von seiner Frau verschmähter Ehemann muss zwar die Niederlage der Scheidung kassieren, will dafür aber um jeden Preis den Sorgerechtsprozess um die gemeinsamen Kinder gewinnen.

Gerade in Beziehungskonflikten erlebt die Paartherapeutin Rosmarie Welter-Enderlin immer wieder Männer, die mit «einem hochexplosiven Gemisch aus Weierlichkeit und unerträglicher Brutalität» reagieren, wenn ihnen die Macht über ihre Partnerinnen entgleitet. Vor allem jene Männer, so die Expertin, die «mit einem aufgeblähten Selbstbild und vielfach fremdbestimmten Ansprüchen an sich und ihr Leben» belastet sind, können in Momenten der Desillusionierung zu «unberechenbaren Amokläufern werden, die im schlimmsten Fall sogar ihre Frauen und Kinder umbringen». Vergleichbare Niederlagen im Berufsleben würden diese «Bubi-Männer»

nicht selten mit Mobbing-Attacken auf Kollegen beantworten.

Nur wenige gestehen eine Niederlage oder Kränkung öffentlich ein. Eine Ausnahme war der Zürcher Schriftsteller und Psychoanalytiker Jürg Acklin. Nachdem er in einem grossen Interview geschildert hatte, wie sehr ihn seine Nicht-Einladung an die Frankfurter Buchmesse verletzt und mit Neid auf seine eingeladenen Kollegen erfüllt habe, schlug ihm «eine Welle der Sympathie und des Re-

## Der richtige Mann ist überlegen, kontrolliert, und er hat alles im Griff. Erfolg macht ihn sexy.

spekts» für seinen Mut entgegen. Mit Erleichterung, so Acklin, hätten viele wahrgenommen, dass auch ein Mann seine Verletzbarkeit zeigen könne und nachher trotzdem «nicht erledigt» sei. Für Acklin «gehört das Scheitern zwingend zum Leben». Headhunterin Baechler hat erfahren, dass sich Niederlagen häufig als «Chancen entpuppen, dank denen sich neue berufliche und persönliche Visionen erst entfalten können».

Schöne Worte, würde Berti Vogts, der ehemalige deutsche Fussball-Natio-

naltrainer, dazu sagen. Vogts war zwar einst ein beinhardter Bundesliga-Verteidiger. Verlieren konnte er nur schlecht, was als «Siegeshunger» gewertet wurde. Peinlich wurde es erst, als Vogts, inzwischen Bundestrainer, nach dem frühzeitigen Ausscheiden seiner Mannschaft an der letztjährigen Weltmeisterschaft öffentlich den Schiedsrichter attackierte und von «dunklen Machenschaften» höchster Fifa-Kreise gegen sein Team phantasierte.

## Schuld sind die andern

Statt den Fehler bei sich zu suchen, schieben Männer die «Schuld» an einer Niederlage eilig Ausenstehenden in die Schuhe. Ähnlich verfuhr der inzwischen entlassene Schachhoppers-Trainer Rolf Fringer, als er sich mit zunehmender Kritik an der Leistung seiner Mannschaft immer gereizter über das vermeintlich undankbare Publikum im heimischen Hardturmstadt ausliess. Besonders souverän wirkte das nicht.

An der Frankfurter Buchmesse weigerten sich die beiden grossen Schweizer Nationaldichter Adolf Muschg und Thomas Hürlimann an einem Podiumsgespräch teilzunehmen, das der Literaturkritiker Andreas Isenschmid moderieren sollte. Muschg liess immerhin durchblicken, dass ihn Isenschmids Verriss seines neuen Romans verärgert habe. Hürlimann hüllt sich nach wie vor in Schweigen.

Natürlich dürfen Künstler sensibel sein. Wer sich jahrelang für ein grosses Werk abgerackert hat, darf schmollern, wenn ihn einer niedermacht. Oftmals kommen Männer mit viel bedeutungsloseren Schlappen nicht zurecht. Man beobachte nur einmal zwei Tenniskollegen bei einem Plauschmatch. Der Verlierer beisst sich eher die Zunge ab, als dass er seinem Gegner attestieren würde: «Du warst gut.» Statt dessen sagt er: «Ich hatte einen schlechten Tag», womit der Sieg des anderen relativiert ist.

Männer sind ungeübt im Reden über ihre Schwächen, Enttäuschungen und Kränkungen. Viele sind folglich auch unfähig, sich in Krisensituationen Unterstützung zu holen. Wer will schon als hilfsbedürftiges Geschöpf dastehen. Die Kränkung, alt zu werden, ständig mit den eigenen Grenzen konfrontiert zu sein, ist schliesslich gross genug. Da will einer wie Roger Schawinski, 53, nicht auch noch unge-rechtfertigterweise hören, «dass ich im Joggen eine Flasche bin».

## Unbekannte Bekannte

### Die Glühbirne

Sie heisst so, wie sie aussieht. Und sieht so aus, wie sie funktioniert. Da hat kein Designer gewaltet und gestaltet. Hier hat der Formzweck zur Zweckform geführt. Ganz nach dem Grundsatz «Form follows function». Denn die elegante Birnenfigur ergibt sich sowohl aus dem Fertigungsverfahren – aus dem Blasen des hauchdünnen Glaskörpers – wie aus der Funktionsweise: auf der einen Seite der Birnenstumpf mit dem kleineren Radius zur Aufnahme des Sockelgewindes und der Stromzuleitung, auf der anderen Seite die Kugelform mit dem erweiterten Durchmesser, die das Licht gleichmässig verteilt und der Hitze standhalten kann, weil sie zwischen dem glühenden Draht und der ihn umgebenden Glashülle einen optimalen Abstand schafft.

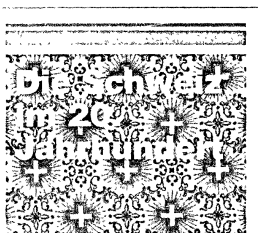
Dass sich die elektrische Beleuchtung, trotz ihrer Allgegenwart, im heutigen Sprachgebrauch noch immer nicht durchgesetzt hat und wir weiterhin vom «Anzündern», «Brennen» oder vom «Löschen» unserer Schreib- oder Nachtschleuchten reden, mag ein Zeichen dafür sein, wie weit der Weg in Wirklichkeit war von den Kerzen-, Öl- und Gaslampen bis zum elektrifizierten Licht. Dabei begann die Entwicklung der Elektrotechnik bereits hundert Jahre vor jener der Glühbirne: 1743 baute der Leipziger Professor Christian August Hausen die erste Elektrisiermaschine, 1775

konstruierte der italienische Graf Alessandro Volta den ersten Plattenkondensator, 1786 entdeckte sein Landsmann Luigi Galvani bei seinen legendären Froschschenkel-Versuchen die Berührungselektrizität. Als Vater der Glühbirne gilt der amerikanische Ingenieur Thomas Alva Edison, der im Laufe seines Erfinderebens nicht weniger als 1093 Patente angemeldet hat und der selbstbewusst prophezeite: «Wir werden das elektrische Licht so billig machen, dass sich nur noch reiche Leute eine Kerze werden leisten können.»

Das Grundprinzip der Glühlampe – ein Fadlen, der im Vakuum eines Glasbehälters aufglüht, sobald er mit Strom in Berührung kommt – wurde allerdings nicht von Edison entdeckt, sondern von Heinrich Goebel, einem nach New York zugewanderten Uhrmacher aus Hannover. 1854 hatte er eine verkohlte Bambusfaser in einer luftleeren Parfümflasche so effektiv zum Glimmen gebracht, dass er damit sein Schaufenster erhellen konnte. Zu mehr reichte es allerdings nicht, weil es

damals noch keinerlei Stromnetze gab. Auf die Idee, für den Lampenfaden Kohlenstoff zu verwenden, kamen unabhängig voneinander sowohl Edison als auch der Engländer Joseph Swan, der seine Glühbirne 1878 patentieren liess, während Edisons Patent ein Jahr später folgte. Da beide Erfinder auch gleich Fabriken zur Produktion ihrer Lampen gründeten, kam es bald zu erbitterten Prozessen, die schliesslich damit endeten, dass die zwei Firmen zu einer neuen fusionierten – zur Edison & Swan Electric Light Company. Vor allem Edisons Initiative führte dazu, dass in New York schon bald ein kleines Netz zur Erzeugung und Verteilung von Elektrizität errichtet wurde. 1882 lieferte das Pearl-Street-Kraftwerk in Manhattan elektrischen Strom an 203 Wohn- und Fabrikgebäude mit insgesamt 3144 elektrischen Glühbirnen, deren Leuchtkraft und Lebensdauer allerdings noch sehr beschränkt waren. Das änderte sich erst im Jahr 1908, als der amerikanische Physiker William Coolidge den anfälligen Kohlefäden durch einen aus Wolfram ersetzten. Mit seinem extrem hohen Schmelzpunkt von 3380 Grad Celsius schuf dieses Metall ideale Voraussetzungen für jenes langlebige und luzide Glühen, dem es die Glühbirne verdankt, dass sie bis heute ein leuchtendes Beispiel für einen weltweiten Long- und Bestseller blieb.

Beat Müller



In 100 Ansichten

Eine Serie von Markus Kutter und André Salvisberg

Jeden Montag in der

Basler Zeitung